

Jules Vallès
Jacques Vingtras
Das Kind

Jules Vallès

Das Kind

Erster Band der Trilogie
Jacques Vingtras

Aus dem Französischen übersetzt
und mit Anmerkungen versehen
von Christa Hunscha

Herausgegeben von
Barbara Kalender

MÄRZ

DAS KIND

ALLEN,
die in der Schule vor Langeweile umkamen
oder zu Haus weinten,
die in der Kindheit
von ihren Lehrern tyrannisiert oder
von ihren Eltern verprügelt wurden,
widme ich dieses Buch.

JULES VALLÈS
Paris

I

Meine Mutter

Hat meine Mutter mich genährt? Hat eine Bäuerin mir ihre Milch gegeben? Ich weiß es nicht. Welche Brust ich auch benagt habe, ich erinnere mich aus der Zeit, als ich ganz klein war, an keine Liebkosung; man hat mich nicht gehätschelt und getätschelt und abgeküsst; man hat mich viel verprügelt.

Meine Mutter sagt, man soll Kinder nicht verwöhnen, und sie verprügelt mich jeden Morgen; wenn sie morgens keine Zeit hat, bleibt es bis mittags, selten später als vier Uhr. Fräulein Balandreau macht Salbe drauf.

Sie ist eine gute alte Jungfer von fünfzig. Sie wohnt unter uns. Zuerst war es ihr recht: Sie hat keine Uhr, so kam sie zur Uhrzeit. »Flitsch! Flatsch! Zack! Zack! – Das kleine Ding wird verprügelt, es ist Zeit für meinen Milchkaffee.«

Aber eines Tages, als ich meinen Kittel hochhob und mich zwischen zwei Türen abzukühlen versuchte, hat sie mich gesehen; mein Hintern hat ihr Mitleid erregt.

Sie wollte ihn zuerst aller Welt zeigen, die Nachbarn ringsum aufhetzen; aber sie hat sich überlegt, dass das nicht das Mittel war, ihn zu retten, und sie hat etwas anderes erfunden.

Wenn sie hört, wie meine Mutter zu mir sagt: »Jacques, jetzt schlage ich dich!«

»Frau Vingtras, machen Sie sich nicht die Mühe, ich erledige das für Sie.«

»Oh, liebes Fräulein, Sie sind zu gütig!«

Fräulein Balandreau nimmt mich mit; aber statt mich zu prügeln, klatscht sie in die Hände, ich schreie. Am Abend bedankt sich meine Mutter bei ihrer Stellvertreterin.

»Nichts zu danken«, antwortet das gute Mädchen und steckt mir heimlich ein Bonbon zu.

Meine erste Erinnerung geht also auf eine Tracht Prügel zurück. Meine zweite ist voll von Befremden und Tränen.

Sie führt ans Reisigfeuer unter einem alten Kaminaufsatz. Meine Mutter strickt in einer Ecke; eine meiner Cousinen, die in dem ärmlichen Haushalt als Dienstmädchen herhält, ordnet auf dem abgenutzten Bord ein paar grobe Steingutteller, auf denen Hähne mit rotem Kamm und blauen Schwänzen sind.

Mein Vater hat ein Messer in der Hand und schnitzt an einem Stück Tanne; die Späne fallen gelb und seidig herab wie Stückchen von Haarschleifen. Er macht mir einen Wagen aus Brettchen von frischem Holz. Die Räder sind schon geschnitzt; es sind Kartoffelscheiben, der Ring von brauner Schale stellt das Eisen dar ... Der Wagen ist gleich fertig; ich warte erregt, mit aufgerissenen Augen, als mein Vater einen Schrei ausstößt und seine Hand blutüberströmt hochhebt. Er hat sich das Messer in den Finger gerammt. Ich werde kreideweiß und gehe auf ihn zu; ein heftiger Schlag hält mich zurück; meine Mutter hat ihn mir versetzt, Schaum auf den Lippen, die Hände zur Faust gekrampft.

»Du bist schuld, dass dein Vater sich wehgetan hat!« Und sie treibt mich über die dunkle Treppe vor sich her und stößt mich noch einmal mit der Stirn gegen die Tür.

Ich schreie, ich flenne um Gnade, ich rufe nach meinem Vater: in meinem Kinderentsetzen sehe ich seine Hand ganz zerhackt herunterhängen; ich bin der Anlass! Warum darf ich nicht dabei sein, um alles zu sehen? Sie können mich ja hinterher schlagen, wenn sie wollen. Ich schreie, sie antworten nicht. Ich höre sie mit Flaschen hantieren und eine Schublade öffnen; sie machen Verbände.

»Es ist nicht schlimm«, kommt mir meine Cousine sagen, während sie eine rotgefleckte Leinenbinde zusammen-

legt. Ich schluchze und ersticke fast. Meine Mutter erscheint wieder und stößt mich in die Kammer, in der ich schlafe, in der ich jeden Abend Angst habe.

Ich bin vielleicht fünf Jahre alt und halte mich für einen Vatermörder.

Es ist doch aber nicht meine Schuld!

Habe ich meinen Vater gezwungen, einen Wagen zu schnitzen? Würde ich nicht lieber selber bluten, wenn ihm nur nichts wehtäte?

Ja – und ich zerkratze mir die Hände, damit es mir auch wehtut.

Mama liebt meinen Vater so sehr! Darum ist sie so wütend geworden.

Man bringt mir Lesen bei aus einem Buch, in dem mit dicken Buchstaben geschrieben steht, dass man seinem Vater und seiner Mutter gehorchen muss: Meine Mutter hat gut daran getan, mich zu schlagen.

Das Haus, in dem wir wohnen, liegt in einer schmutzigen Straße, die man mühsam hinaufsteigt. Von oben überblickt man das ganze Land, aber Wagen fahren keine durch. Nur Holzkarren kommen hierher, von Ochsen gezogen, die man mit Stechhaken anspornt – sie laufen mit angespanntem Nacken und wegglichtenden Füßen; die Zunge hängt ihnen zum Hals heraus, und ihr Fell dampft. Ich bleibe immer stehen, um zu sehen, wie sie Mehl und gebündeltes Reisig zum Bäcker bringen, der auf halber Straße wohnt; ich betrachte mir dabei die Bäckerjungen ganz in Weiß und den roten Backofen – die Brote werden mit großen Schaufeln in den Ofen geschoben, es riecht nach der frischen Kruste und nach Holzglut.

Das Gefängnis liegt am Ende der Straße, und die Gardarmen treiben oft Gefangene vor sich her, die Handschellen tragen. Beim Laufen blicken sie weder nach rechts noch nach links, ihre Augen sind starr, sie sehen krank aus.

Von manchen Frauen bekommen sie Münzen, die sie mit der Hand umklammern, während sie zum Dank den Kopf senken.

Sie wirken überhaupt nicht böseartig.

Einmal haben sie einen auf einer Bahre weggebracht, der war ganz von einem weißen Tuch bedeckt; er hatte sein Handgelenk unter eine Säge gehalten, nachdem er gestohlen hatte; es hatte schon so sehr geblutet, dass sie glaubten, er werde sterben.

Da der Gefängniswärter in der Nachbarschaft wohnt, verkehrt er freundschaftlich im Haus. Er isst ab und zu die Suppe bei den Leuten unter uns, und sein Sohn und ich, wir sind Spielkameraden. Er nimmt mich manchmal ins Gefängnis mit, weil es da lustiger ist. Da sind viele Bäume; wir spielen und lachen, und da ist ein ganz Alter, der im Zuchthaus war und uns Kathedralen aus Korken und Nussschalen macht.

Zu Haus wird nie gelacht; meine Mutter ist immer finster. – Mein Gott! Wie viel unterhaltsamer es mit dem Alten ist und mit dem Großen, den sie den Wilddieb nennen, der auf dem Markt von Vivarais einen Gendarmen umgebracht hat!

Sie bekommen auch Blumen und verstecken sie auf der Brust. Als ich durchs Sprechzimmer ging, habe ich gesehen, dass sie sie von Frauen bekamen.

Andere haben Orangen und Kuchen, den ihre Mütter ihnen mitbringen, als ob sie noch ganz klein wären. Ich bin ganz klein, aber ich habe niemals Kuchen oder Orangen. Ich erinnere mich nicht, zu Haus je eine Blume gesehen zu haben. Mama sagt, das stört, und nach zwei Tagen stinkt es. Ich hatte mich neulich an einer Rose gestochen, da hat sie mich angeschrien: »Das geschieht dir recht!«

Ich muss immer lachen, wenn gebetet wird. Ich kann mich noch so sehr zusammennehmen! Ich bete zu Gott, be-

vor ich niederkniete, und ich schwöre ihm, dass ich nicht etwa über ihn lache, aber sobald ich auf den Knien bin, geht es mit mir durch. Mein Onkel hat Warzen, die ihn jucken, er kratzt, er beißt an ihnen herum: ich platze heraus. – Meine Mutter bemerkt es glücklicherweise nicht immer; aber Gott, der alles sieht, was soll der sich denken?

Neulich habe ich allerdings nicht gelacht! Wir hatten zu Haus zu Mittag gegessen, meine Tante aus Vourzac und meine beiden Onkel aus Farreyrolles waren da; wir waren gerade bei der *tarte*¹, als es plötzlich finster wurde. Uns war die ganze Zeit zum Ersticken warm gewesen, die Überröcke waren ausgezogen. Auf einmal hat der Donner gegerollt. Der Regen ist in Strömen heruntergekommen, dicke Tropfen fielen *platsch* in den Staub. Es wurde kalt wie im Keller, und es roch nach Pulver; auf der Straße brodelte der Graben wie Waschlauge, dann haben die Scheiben zu scheppern angefangen: es hagelte.

Meine Tanten und Onkel haben einander angesehen, und einer ist aufgestanden; er hat den Hut abgenommen und zu beten angefangen. Alle verharrten stehend und ohne Hut, Traurigkeit lag auf ihren jungen oder alten Stirnen. Sie beteten zu Gott, er möge nicht allzu grausam mit ihren Feldern umgehen und nicht mit seinen weißen Geschossen ihre Ernte in der Blüte töten.

Ein Hagelkorn ist in dem Moment, als sie *Amen* sagten, zum Fenster hereingeflogen und in ein Glas gesprungen.

Wir stammen vom Land.

Mein Vater ist der Sohn eines Bauern mit Hochmut, der wollte, dass sein Sohn studierte, *um Priester zu werden*. Dieser Sohn wurde zu einem Onkel gesteckt, der Pfarrer war, damit er Latein lernte, dann wurde er aufs Seminar geschickt.

Mein Vater – der, der mein Vater werden sollte – ist nicht dageblieben, er wollte Student werden, zu Ehren kommen, und hat sich in einer Kammer im Winkel einer trübseligen

Straße eingenistet, von wo er am Tag losgeht und Nachhilfeunterricht für 10 Sous² die Stunde gibt, wohin er am Abend zurückkehrt und einer Bauerntochter, die meine Mutter werden wird, den Hof macht; im Moment erfüllt sie noch die Pflichten der ergebenen Nichte gegenüber einer kranken Tante.

Es gibt deswegen Krach mit dem Onkel, der Pfarrer ist, der Kirche wird Adieu gesagt; sie lieben sich, *sie einigen sich*, sie heiraten! Sie stehen im Übrigen denkbar schlecht mit Vater und Mutter, die sie auf dem Amtswege angehen müssen, um diese Heirat in Not und Elend durchzusetzen. Ich bin das erste Kind aus dieser gesegneten Verbindung. Ich komme in einem alten Holzbett zur Welt, in dem die Wanzen vom Dorf und die Flöhe aus dem Seminar sind.

Das Haus gehört einer fünfzigjährigen Dame, die nur zwei Zähne hat, einen braunen und einen blauen, und die andauernd lacht; sie ist gutmütig, und jeder hat sie gern. Ihr Mann ist beim Keltern in einem Bottich ertrunken, worüber ich viel grüble und was mich mit Angst vor Bottichen, aber mit Leidenschaft zum Wein erfüllt. Wenn Herr Garnier – das ist sein Name – sich daran zu Tode getrunken hat, muss es etwas Gutes sein. Frau Garnier trinkt jeden Sonntag von diesem Wein, der nach dem Mann schmeckt, den sie geliebt hat: die Schuhe des Toten stehen eigens auf einem Brett wie zwei leere Schoppen.

In dem Haus, in dem ich wohne, besäuft man sich nicht schlecht.

Ein Abbé, der auf unserm Stockwerk wohnt, steht vom Tisch nicht auf, ohne dass ihm die Augen aus dem Kopf quellen, dass ihm die Backen leuchten und die Ohren glühen. Das Schnaufen aus seinem Mund stinkt nach Fass, und seine Nase sieht aus wie eine gepellte Tomate. Sein Brevier riecht nach Fischragout mit Wein.

Sein Dienstmädchen, Fräulein Henriette, sieht er schräg an, wenn er gesoffen hat. Es wird manchmal über sie und ihn in den Ecken getuschelt.

Im zweiten Stock wohnt Herr Grélin. Er ist Feuerwehrleutnant, und an Fronleichnam hat er auf dem Marktplatz das Kommando. Herr Grélin ist Architekt, aber es heißt, er versteht nichts, »es ist seine Schuld, wenn die Place du Breuil immer überschwemmt ist, er kostet die Stadt 50 000 Francs, *und ohne seine Frau ...*« Man erzählt wer weiß was von seiner Frau. Sie ist freundlich, hat große dunkle Augen, kleine weiße Zähne und einen Hauch von Schnurrbart auf der Lippe; beim Laufen lässt sie immer den Rock flattern und die Absätze klappern.

Sie spricht wie die Leute im Süden, und manchmal machen wir sie aus Spaß nach.

Es heißt, sie hat >Liebhaber<. Ich weiß nicht, was das ist, aber was ich weiß, ist, dass sie lieb zu mir ist, dass sie mir im Vorbeigehen einen Klaps auf die Backe gibt, dass ich es mag, wenn sie mir einen Kuss gibt, denn sie riecht gut.

Es sieht so aus, als ob ihr die Leute im Haus aus dem Wege gehen, aber sie zeigen es nicht offen.

»Also Sie meinen, sie treibt es mit dem Gehilfen?«

»Aber ja! Und wie!«

»Nein sowas! Und der arme Grélin?«

Ab und zu höre ich das, meine Mutter mischt sich da mit Sprüchen ein, die ich nicht verstehe.

»Wir anständigen Frauen, wir verhungern. Und denen da wirft man Posten für ihre Männer nach, und Kleider für ihre Feste!«

Ist Frau Grélin nicht anständig? Was macht sie denn? Was ist los? Armer Grélin!

Aber Grélin ist anscheinend völlig zufrieden. Immerzu streicheln sie ihre Kinder und schenken ihnen Spielsachen;

mir schenkt man nur Ohrfeigen, mir erzählt man nur von der Hölle, mir sagt man immerzu, dass ich zu laut schreie. Ich wäre wirklich glücklicher, wenn ich der Sohn von Herrn Grélin wäre: Ja aber! Dann würde der Gehilfe zu uns kommen, wenn meine Mutter allein wäre ... Mir wäre das ganz schön egal.

Im dritten Stock wohnt Frau Toullier: das ist eine anständige Frau!

Frau Toullier kommt mit ihrer Handarbeit zu uns, und meine Mutter und sie plaudern über die Leute von unten, über die Leute von oben und über die Leute aus Raphaël und Espailly. Frau Toullier schnupft, hat die Ohren voller Haare und Ballen an den Füßen; sie ist anständiger als Frau Grélin. Sie ist auch dümmer und hässlicher.

Welche Erinnerungen gibt es noch an meine frühe Kindheit? Ich erinnere mich, dass die Vögel im Winter vorm Fenster herumpicken; dass ich mir im Sommer in einem stinkenden Hof die Hosen dreckig mache; dass einer der Mieter hinten im Keller Puten mästet. Ich darf die Bällchen aus feuchtem Brot kneten, mit denen sie gestopft werden, bis sie fast ersticken. Es macht mir großen Spaß, wenn sie würgen und blau werden. Blau mag ich offenbar! Meine Mutter erscheint oft, zieht mich an den Ohren und ohrfeigt mich. Es geschieht zu meinem Besten; denn, je mehr Haare sie mir ausreißt, je mehr Katzenköpfe ich kriege, desto fester ist meine Überzeugung, dass sie eine gute Mutter ist und ich ein undankbares Kind bin. Undankbar, ja! Denn manchmal passiert es mir, dass ich sie nicht gerade segne, wenn ich mir abends die Beulen kratze, und dass ich Gott erst ganz am Ende meiner Gebete anflehe, ihre Gesundheit zu erhalten, damit sie über mich wacht und ihre liebevolle Fürsorge fortsetzt.

Ich bin groß, ich gehe zur Schule.

Sieh mal, die hübsche kleine Schule! Sieh mal! Die hübsche Straße! Wie ist sie an Markttagen lebendig!

Die wiehernden Pferde; die grunzenden herumlungern-den Schweine, mit Stricken an den Beinen: die Hühner, die grell in den Käfigen gackern; die Bäuerinnen in grünen Schürzen, mit scharlachroten Röcken; die Schimmelkäse, die Frischkäse, die Körbe mit Obst, die rosa Radieschen, die grünen Kohlköpfe! ...

Nahe bei der Schule war ein Gasthaus, wo oft Heu abgeladen wurde. Ins Heu verbuddelten wir uns bis an die Augen, struppig und schwitzend kamen wir hervor, Halme, die wie Nadeln piekten, im Hals, im Rücken, an den Beinen! ...

Wir verloren unsere Bücher im Heuhaufen, unsere Frühstückskörbchen, den Gürtel, einen Holzpantoffel ... Alle Freuden eines Festes, alle Aufregungen einer Gefahr ... Was für Minuten!

Wenn ein Heuwagen vorbeifährt, ziehe ich den Hut und folge ihm.

Erste Auflage Berlin 2022
Copyright © 2022 März Verlag GmbH
Göhrener Straße 7, 10437 Berlin
info@maerzverlag.de
Alle Rechte vorbehalten.

Erstmals erschienen bei: MÄRZ Verlag, Jossa 1979, gemeinsam mit
Band 2 (*Die Bildung*) und Band 3 (*Die Revolte*)
in der Gesamtausgabe unter dem Titel: *Jacques Vingtras*.
Die beiden anderen Bände werden in den folgenden Jahren
ebenfalls als Einzelausgaben erscheinen.

Titel der Originalausgabe: *L'Enfant*.
Einbandgestaltung: Barbara Kalender, Berlin,
unter Verwendung des MÄRZ-Erscheinungsbild von
Jörg Schröder
Einbandmotiv: Jean Monet, der älteste Sohn Claude Monets,
gemalt von seinem Vater, ca. 1880
Bildnachweis: Musée Marmottan Monet, Paris, France /
Bridgeman Images

Satz: Monika Grucza-Nápoles, Berlin
Lektorat: Friederike Sachs, Berlin
Druck und Bindung: Pustet, Regensburg
ISBN 978-3-7550-0002-0
www.maerzverlag.de